

# Warum jeder vierte Student hinwirft

Viele Bachelor-Studien brechen ihr Studium ab, allen Bemühungen der Universitäten zum Trotz. Wie kann das sein – und wie lassen sich die Quoten senken?

Von Deike Uhtenwoldt

Das Thema Studienabbruch lässt Ulrich Heublein keine Ruhe, nicht mal im Ruhezustand. Zuletzt war er beim Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) beschäftigt und steht hier vor allem für eine Zahl: Gut jeder vierte angehende Bachelor bricht das Studium ab. Schon vor 30 Jahren hat Heublein ein Schätzverfahren auf Basis amtlicher Daten mitentwickelt, das zu dieser Quote führte und über Jahre wie in Stein gemeißelt schien.

„Seit dem Übergang auf die gestuften Studiengänge gibt es an wissenschaftlichen Hochschulen eine hohe Konstanz in den Abbruchquoten“, sagt der Forscher. Dabei entwickelten sich einzelne Hochschultypen und Fächer unterschiedlich. Demnächst soll das auch die neu eingeführte amtliche Studienverlaufsstatistik dokumentieren. An den häufigsten Gründen für einen Studienabbruch wird sie nichts ändern. „Es hat mit Passungsproblemen, gerade beim Übergang zwischen Schule und Hochschule, sowie falschen Erwartungen zu tun“, sagt Heublein.

Probleme, auf die die Hochschulen längst reagiert haben, wie das CHE Zentrum für Hochschulentwicklung nachgewiesen hat. Gegen eine vorschnelle Studienfachwahl und die nachträgliche Sinnsuche – „Wozu mache ich das Studium

eigentlich?“ – bietet gut jeder zweite Fachbereich sogenannte Self-Assessment-Tools an, also Tests zur Selbsteinschätzung. Das sind zwölf Prozent mehr als vor drei Jahren. Gegen Wissenslücken und den Gedanken, „Ich schaffe es nicht“, setzen die Hochschulen verstärkt auf Kursangebote. Entweder durch „Vorkurse“, die den Schulstoff vor allem in Mathematik geballt wiederholen, oder durch „Brückenkurse“, die ihn um universitäre Inhalte und akademische Arbeitsweisen erweitern: 77 Prozent der Fachbereiche bieten laut CHE-Umfrage die eine oder andere Variante an, zehn Prozent mehr als vor drei Jahren.

Die Hochschulen bemühen sich also gewaltig, doch die Abbrecherquoten der Studenten sind weiter hoch: Greifen die Maßnahmen nicht? Zur Beantwortung dieser Frage muss Forscher Heublein ein wenig ausholen. Zum einen lässt sich der Abbruch logischerweise erst ermitteln, wenn die Leute eine Zeit lang studiert haben. „Die Quoten sind nie so aktuell wie der Blick auf die Maßnahmen“, gibt er zu bedenken. Zum anderen hegt Heublein grundsätzliche Zweifel, ob die Hochschulen die Passung durch nachgelagerte Maßnahmen überhaupt verbessern können. Er führt die Mathematikkenntnisse von Schulabgängern als Beispiel ins Feld: „Zu den Skandalen in unserem Bildungssystem gehört es, dass

uns der Abgleich zwischen den Mathematikforderungen der Schulen und Hochschulen nicht genügend gelingt.“

Genau für diesen Abgleich hat sich bereits vor 20 Jahren die Kooperation Schule-Hochschule, kurz „Cosh“, in Baden-Württemberg gegründet. Die Initiative hat inzwischen für die Fächer Physik und Mathematik Mindestanforderungskataloge erstellt, die von den Wirtschafts- und MINT-Fakultäten erwartet werden, und eine inhaltliche Lücke zu den Schulen ausgemacht. Das habe auch mit den vielen verschiedenen Schularten und Bildungsplänen sowie zwei getrennten Ministerien aus Bildung und Wissenschaft zu tun, die sich gegenseitig keine Vorschriften machen können, aber konstruktiv miteinander reden sollten, sagt Jochen Schröder, „Cosh“-Büroleiter an der Hochschule Karlsruhe. Immerhin habe sich in den letzten Jahren etwas getan: „Aus dem Gegenüber ist ein Miteinander geworden.“

Als Schröder selbst noch Mathematik am Karlsruher Institut für Technologie studiert hat, waren Abbrecherquoten von 80 Prozent üblich. Sie wurden billiger in Kauf genommen, weil es genügend Studenten gab und man sich auf die Leis-

tungsstarken konzentrierte. Heute können sich Hochschulen das nicht mehr leisten, und Schröder verfolgt ein anderes Ziel: „Ich hoffe immer, dass alle, die an die Hochschule kommen und motiviert sind, das Studium auch schaffen.“

Wenn Hochschulen die Schulabgänger abholen, wo diese stehen, und möglichst viele Absolventen hervorbringen wollen, statt Leute rauszuprüfen, sei das ein Mentalitätswandel, sagt Cort-Denis Hachmeister vom CHE. Bei der Bewertung einzelner Maßnahmen für mehr Studienerfolg bleibt der Datenanalyst allerdings zurückhaltend: „Wir prüfen die Daten nicht nach: Das ist das, was uns die Fachbereiche sagen“, gibt er mit Bezug auf die CHE-Umfrage zu bedenken. Aber insgesamt habe man sich für neue Zielgruppen geöffnet und kümmere sich um diese: „Die Hochschulen schauen genauer auf die Zahlen und sind bemüht, alle Register zu ziehen.“

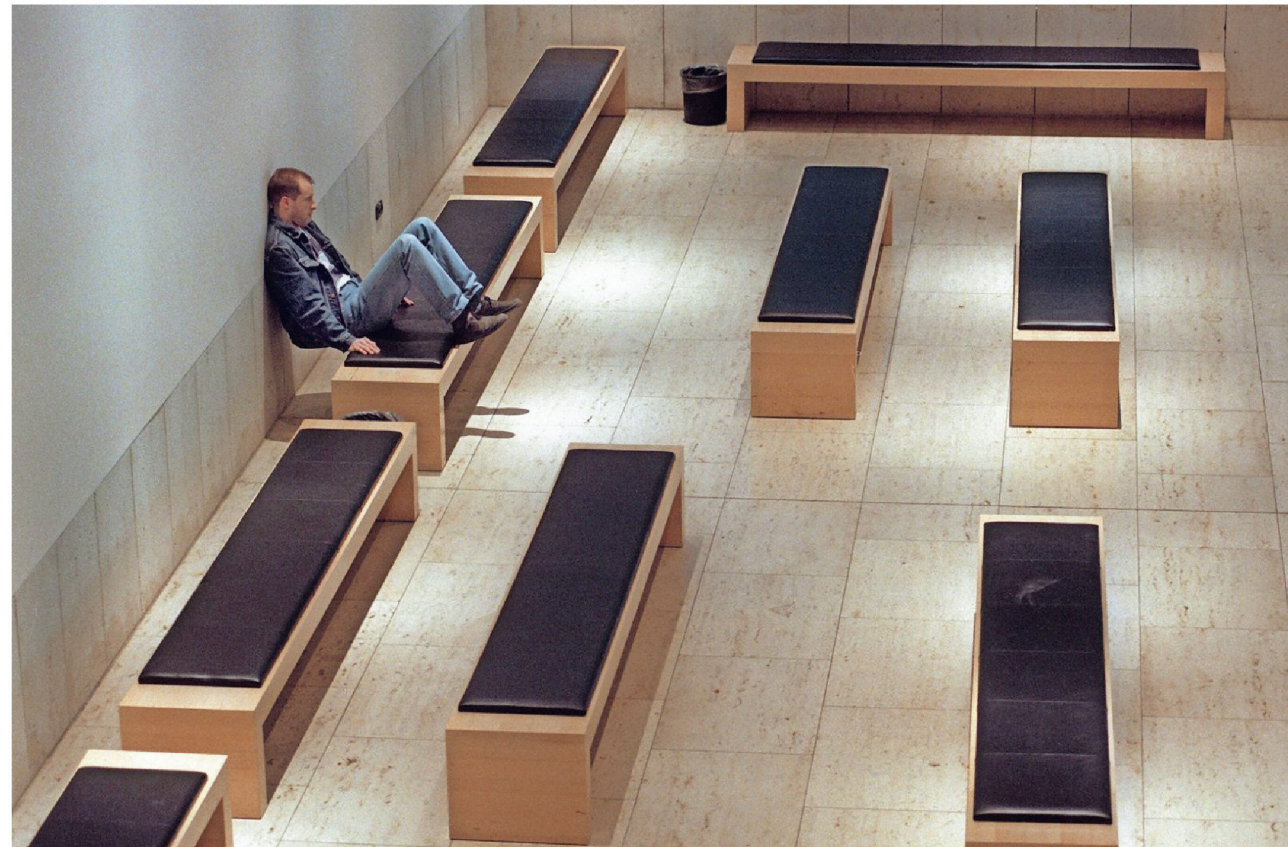
Bemühen allein reicht aber nicht. Hochschulforscher Heublein bemängelt, dass es sich bei der Mehrzahl der Brückenkurse um ein freiwilliges Angebot handele, das eher leistungsbereite Studienanfänger als solche mit Mathedefiziten erreiche. „Die

Brückenkurse erfüllen nicht die notwendige Steuerungsfunktion: Sie werden zur Absicherung besucht.“ Heublein fordert mehr Evaluation und Qualität, aber das kostet. Das Gleiche gilt für Selbstbeurteilungen, sollen diese über Interessensbekundungen hinausgehen und tatsächlich der Auswahl geeigneter Studenten dienen. Erfolgskriterien sind für ihn zum Beispiel, dass die Teilnahme verbindlich und auf den Studiengang bezogen ist. Die Anwärter lernen so Studieninhalte kennen, testen ihre Fähigkeiten und bekommen Hinweise auf Unterstützung zum Studienbeginn. „Die Tests sollten aber kein Selektionsinstrument sein“, fordert Heublein.

Diese Bedingungen erfüllen die „Studienfeld-Self-Assessments“ an der RWTH Aachen: Die elf Tests reichen von Architektur über Geistes- oder Gesellschaftswissenschaften bis zum Wirtschaftsingenieurwesen. Überall geht es um Logik und Konzentrationsfähigkeit, ansonsten sind die Inhalte fachbezogen und wurden jeweils nach leistungsdiagnostischen Kriterien erstellt und evaluiert. Ein Ergebnis: Je besser die Studieninteressierten abschnitten, umso höher war die Anzahl der Credit Points, die sie nach zwei Semestern er-

Und jetzt?  
Viele Studenten sind auf Sinnsuche.

Foto Picture Alliance



reichen, und umso niedriger die Wahrscheinlichkeit eines Studienabbruchs.

Viel spricht also dafür, dass die Teilnahme an solchen Tests zu einem positiveren Studienverlauf beiträgt. Doch der Psychologe Malte Persike gibt sich damit nicht zufrieden. „Wir wollen eigentlich mehr“, sagt der Leiter des Center für Lehr- und Lernservices, der die Weiterentwicklung der RWTH-Tests verantwortet. Persike will über kognitive Leistungen hinausgehen und spricht vom „Mindset Mastery“, dem Umgang mit akademischen Herausforderungen, Stress und Rückschlägen. Er hebt aber auch die Bedeutung von Selbstorganisation, Selbstwirksamkeit und Regulation hervor: „Können die Leute eigentlich lernen?“

Eine zentrale Frage, die immer zur Voraussetzung hat, dass der Test ehrlich ausgefüllt wird. „Wir können uns nur darauf verlassen, dass die Studis eine realistische Einschätzung ihres eigenen Verhaltens haben.“ Persike weiß, dass das nicht immer der Fall ist. Daher sollten auf Selbsteinschätzungen vor dem Studienstart Tests im Studium selbst folgen. Das erprobt die Uni Wuppertal gerade für das „Nullte Semester“, ein Projekt, das auf studienbegleitende Selbstlernphasen baut: Erforderliche Vorkenntnisse für eine bestimmte Veranstaltung werden abgefragt und Feedback gegeben. „Bruchrechnung ist okay, Trigonometrie reicht noch nicht, und hier sind die Online-Kursangebote, die dich vorbereiten“, nennt der Psychologe als Beispiel.

Nur: Wer viele Zusatzkurse besuchen muss, um das Studium zu schaffen, verliert Zeit. Daher sieht Persike die Selbstbeurteilungen als ein Instrument, das erst im Verbund mit dem „Nullten Semester“, anderen Orientierungsprogrammen oder lernanalytischen Werkzeugen greife. Manche Uni spricht auch von „Frühwarnsystemen“, weil potentielle Abbrecher identifiziert und möglichst motiviert werden sollen. CHE-Datenanalyst Hachmeister empfiehlt eine entspanntere Sicht: „Auch ohne formellen Abschluss hat man was gelernt“, betont er. Zwar sei es richtig, Schulabgänger möglichst gleich an die richtige Stelle zu bringen, aber die Zahlen zeigten, dass eine gewisse Quote erst an der Uni ihre Berufung zur Praxis findet. „Der Großteil der Abbrecher wechselt einfach nur das Bildungssystem, das sind keine gescheiterten Existenzen.“